

CHRISTA

BERNUTH

DAS
FALSCH
IN MIR



THRILLER

dtv
premium



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

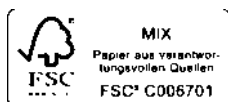
Christa Bernuth

DAS FALSCH IN MIR

Thriller

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Christa Bernuth
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Wer schuld war (24813)



Originalausgabe 2014
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter Verwendung eines Fotos von
plainpicture/B.Jaubert
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon 9,65/13,5
Druck und Bindung: CPI – Ebner und Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24992-8

Leander Kern heißt nicht wirklich so. Aber der Name klingt gut. Und es gibt noch einen Grund, weshalb er sich so nennt.

Darkwave.

Er liebt die Dunkelheit in sich, sein schwarzes Herz. Er sieht es manchmal vor sich; es glänzt wie Teer.

*nacht verfolgt den tag
der versteckt die gelüste
die in mein herz gebrannt
schatten der hoffnung
ein abdruck des seins
im rhythmus verbannt
gefangene schatten
im laub der sinne
verborgene worte
die stumm gemacht
sind verlangen
zu berühren
moosumrandete nacht
dein schritt durch hüllen
ohne zeichen
gebrochene stille
der platz für dich*

Wenn er im Tötungsmodus ist – *moosumrandete Nacht* –, murmelt er die Zeilen vor sich hin, erst langsam und genüsslich, dann immer schneller, schließlich in einem keuchenden synkopischen Rhythmus. Wenn er im Tötungsmodus ist, tötet er nicht wirklich. Der Anfang sind immer Fantasien und dabei bleibt es dann auch, glaubt er. Fantasien sind nicht strafbar, solange sie im Kopf bleiben. Er begeht kein Verbrechen.

Ab einem bestimmten Punkt kann er nur nicht immer unterscheiden, was gedacht und was von dem Gedachten umgesetzt wird. In der Welt außerhalb seiner Gedanken, in der stofflichen Welt, in der Pläne das Reißbrett verlassen, dreidimensional und lebendig werden und Konsequenzen haben, die nicht mehr beeinflussbar sind.

Die Fantasien sind immer gleich. Nur der Weg zu ihrer Erfüllung variiert. Meistens sind es junge Ausreißerinnen, die Leander am Bahnhof anspricht und denen er ein warmes Essen oder Stoff verspricht – egal welchen, er richtet sich ganz nach ihren Vorlieben. Er stellt sich vor, wie das Mädchen mit ihm kommt, er sieht sie ganz deutlich vor sich: ihr verfilztes Haar, ihren metallischen Geruch nach ungewaschenen Klamotten, ihr schmales Gesicht, ihren mageren Körper, gezeichnet von Entbehrungen.

Es ist ganz einfach, solche Mädchen aufzugabeln. Man sieht sie jeden Tag. Sie sind es von Kindheit an gewohnt, vernachlässigt, verachtet, missbraucht zu werden. Niemand hat sie je geliebt, sie kennen das Gefühl nicht, nach dem sie sich sehnen, und sie merken nicht, wenn jemand es ihnen vorspielt. Sie können zwischen Echt und Unecht nicht unterscheiden, sie sind naiv, vollkommen wehrlos und eine leichte Beute für ihn.

Eigentlich tun sie ihm leid, aber das verflüchtigt sich, wenn er sich im Tötungsmodus befindet. Dann werden sie verdinglicht, dann kann er sie benutzen wie Spielzeug.

Also nimmt er so ein Mädchen mit in eine heruntergekommene Wohnung am Hafen, die er für diese Zwecke angemietet hat, weil sie anonym ist. Er befiehlt ihr, sich eine halbe Stunde lang zu duschen, Zähne zu putzen, sich die Haare zu waschen und sie mit einer extra dafür vorgesehenen Friseurschere kinnlang abzuschneiden. Wenn sie danach rosig und wohlduftend vor ihm steht, kämmt und föhnt er ihr das Haar, bis es zu einem ordentlichen blonden Pagenkopf fällt. Zur Belohnung bekommt sie anschließend die Droge, die sie will und braucht.

Und dann, wenn sie stoned ist und willenlos, schleppt er sie zurück in die Badewanne, um sie zu töten.

Der Moment, in dem er das Messer an ihre Kehle setzt, ist geprägt von Gefühlen, die mit nichts – keiner Droge, keinem noch so wilden Sex – vergleichbar sind. Deshalb zögert er das Ende hinaus, solange er in der Lage ist, den unglaublichen, herrlichen Bildern, die ihn erregen und bedrängen, Widerstand zu leisten.

Das Messer zittert an der Kehle, während das Mädchen halb bewusstlos und noch in seliger Ahnungslosigkeit vor sich hin döst, versunken in ihrem eigenen kleinen Paradies, das mit seinem nichts gemeinsam hat. Langsam ritzt er die Haut, einzelne Blutstropfen quellen hervor. Das Messer ist so scharf, dass das Mädchen noch nichts spürt, aber er weiß, das wird nicht so bleiben.

Leander Kern blickt hoch und sieht sein Gesicht im Badezimmerspiegel: verzückt und wahnsinnig. Er starrt in seine dunklen Augen, die von den Pupillen vollkommen ausgefüllt werden. Der Dämon hat Besitz von ihm ergriffen. Er ist der Dämon. Es gibt jetzt keinen Weg mehr zurück, obwohl ihm der Gedanke kurz durch den Kopf schießt: Er ist bereits einmal gekommen, er hat seinen Spaß gehabt, die Lust hat sich für ein paar Minuten zurückgezogen, gibt ihn für kurze Zeit frei. Er könnte diese Gnadenfrist nutzen, das Mädchen einfach wieder anziehen, einen gefalteten Hunderter in ihre verdreckte Jeanstasche stecken und sie direkt vor der Wohnung auf die Straße setzen. Es ist nichts, absolut nichts Illegales passiert. Die winzige Wunde am Hals würde sie möglicherweise nicht einmal bemerken.

Dieser Ausweg, den er dann doch nicht einschlägt, gehört zu seiner Fantasie zwingend dazu: Es geht darum, jetzt den Maximalentschluss zu fassen und die Grenze zum echten Verbrechen zu überschreiten. Dann stellt er sich jedes Mal vor, wie es wäre, wenn er sich dazu entschließen würde, es wirk-

lich zu tun. Und sich vollkommen darüber im Klaren zu sein, dass er es wirklich tut.

Es gibt dann keine Ausreden mehr.

Dafür müssten die Voraussetzungen allerdings doch noch anders sein. Prickelnder und aufregender. Dann wäre es nicht einfach eine jugendliche Ausreißerin, die sowieso niemand vermisst und die man anschließend einfach in einem abgelegenen Waldstück entsorgt, wo sie unentdeckt verwesen kann, bis keinerlei Spuren mehr bei ihr feststellbar sind. Es gibt ja solche perfekten Verstecke, Leander Kern hat sie selbst schon gefunden und für sich markiert. Man muss umsichtig handeln, darf nicht hektisch oder nervös sein. Man muss geduldig sein, den Trieb beherrschen, statt sich von ihm beherrschen zu lassen und zu schnell vorzugehen. Vorbereitung ist das A und O. Die richtige Kleidung mit festem Schuhwerk und dicken Handschuhen gegen verräterische Kratzer. Und man braucht einen sehr guten Ortssinn. Dann findet man die richtigen Plätze tief im Unterholz, weitab aller Spazierwege – dort, wo nur die Tiere hinkommen, vor allem die Aasfresser wie Fadenwürmer, Käsefliegen, Totengräber und Ratten. Gemeinsam lassen sie einen Kadaver mit schier unglaublicher Geschwindigkeit verschwinden, wenn man sie nicht dabei stört.

Leichen kann man entsorgen, wenn man es geschickt macht und keine Mühen scheut. Darum geht es nicht, das ist nicht das Problem.

Es geht um die ultimative Herausforderung. Das Wagnis aller Wagnisse. Ein Mädchen aus gutem Hause, das nicht zu den vergessenen Kindern gehört, das nicht einfach so aus dem Leben verschwinden kann, weil sofort eine Großfahndung eingeleitet werden würde.

Leander Kern tastet sich langsam an diese Fantasie heran. Es dauert eine halbe Ewigkeit, bis er so weit ist: ein nettes, braves Mädchen, blonder Pagenkopf, ein hübsches, einnehmendes, etwas scheues Gesicht, beliebt, begehrt, viele Freunde – schwie-

rig zu fassen, weil sie so selten allein ist. Leander verfolgt sie über Wochen, Monate. Er ist in dieser Zeit ein anderer oder fühlt sich zumindest so, als würde dieser andere seine Hand führen, seine Augen lenken, seine Gedanken auf Kurs bringen.

Vielleicht gibt es Leander Kern nicht wirklich und er braucht diese Tat, um sichtbar zu werden, eine reale Existenz, ein Mensch mit einer Vergangenheit und einer Zukunft, der nicht länger in der totalen Adoleszenz gefangen ist – nicht nur ein rätselhafter Song von düsterer Poesie. Also erzählt er sich eines Nachts eine neue Geschichte, eine, die alles in den Schatten stellt: die Geschichte von ihm und Anne Martenstein. Er verfolgt sie, weil sie sich hat verlocken lassen, jemandem zu trauen, den sie fast nicht kennt, der aber ein Meister der Verstellung ist. Anne, die er nicht betäuben wird, weil das zu einfach wäre.

Anne glaubte seinen Beschwörungen und Versprechungen, weil sie es wollte. Das macht sie zur Komplizin wider Willen seines raffinierten Spiels.

»Ich möchte dich allein sehen. Traust du dich?«

»Ich weiß nicht ;-)<

»Du wirst es deiner besten Freundin erzählen, wetten? Um dich abzusichern :-/<

»Nein, werde ich nicht.<

»Doch, um dich abzusichern. Aber dann ist es nicht mehr das Gleiche. Verstehst du das?«

»Ich weiß nicht. Ja.<

»Ich werde da sein. Ich bin gespannt, ob du mich enttäuschst.<

»So bin ich nicht.<

»Das weiß ich.<

»Wirklich?«

»Beweise es mir.<

Diesmal hat nicht sie die Droge gewählt, sondern er. Sie nimmt keine Drogen, deswegen musste er sich für eine entscheiden. Leander hat Poppers besorgt, eine halb legale Substanz, die

man über die richtigen Kontakte mühelos bekommt. Poppers sind eine Party- und Sexdroge, die entspannt und zu sexueller Hemmungslosigkeit führt. Die Konsumenten von Poppers verspüren einen sehr kurzen, fünf- bis zehnminütigen Rauschzustand mit einem starken Gefühl von Wärme, vermindertem Schmerzempfinden, sexueller Luststeigerung, Zeitlosigkeit, Hemmungslosigkeit und Muskelentspannung. Die Wirkung setzt wenige Sekunden nach der Inhalation ein. Die Dauer des Rausches hängt von der Inhalationsmenge ab.

Leander Kern stellt sich vor, wie das Mädchen die Substanz einatmet und dann für kurze Zeit euphorisch und willenlos wird, bis die Droge ihre Wirkung verliert. Er stellt sich vor, wie er sie küsst und ihr dann das Messer an die Kehle setzt. Wie sie alles mitbekommt. Aber sich nicht wehren kann. Wie sie erkennt, dass alles zu spät ist.

Erster Teil

I

Bisher war ich sicher, dass ich alles richtig gemacht hatte. Ich hatte den richtigen Beruf gewählt. Ich hatte die richtige Frau geheiratet – dunkelhaarig, kraftvoll, rassig, selbstbewusst genug, mich in Ruhe zu lassen.

Ich hatte zwei Mädchen gezeugt.

Ich gebe zu, das war dumm.

Aber ich konnte nicht wissen, dass beide so blond und so zart werden würden wie Marion. Marion, meine Liebe, mein Menetekel, meine Nemesis.

Jetzt laufe ich abends durch die Straßen auf der Suche nach ihr. Sie ist zart und schlank, vielleicht sechzehn, siebzehn Jahre alt. Unter dem ockerfarbenen Schein der Straßenlaternen leuchtet ihr blondes, glattes Haar wie ein Goldhelm und wird zum wehenden Schatten, sobald sie die Dunkelheit wieder verschluckt.

Tagsüber war es stürmisch, und der Wind hat rot glühende Ahornblätter auf Straßen und Bürgersteige geweht, die jetzt farblos und schlapp auf dem nassen Kopfsteinpflaster liegen. Es nieselt leicht, die Feuchtigkeit legt sich wie ein Schleier auf Gesicht und Haare.

Sie, die natürlich nicht Marion ist, läuft vor mir mit langen, schlaksigen Schritten, ohne Angst, ohne Gespür für die Gefahr. Sie hatte von fünf bis sechs Uhr Klavierstunde in der Harlemgasse und ist auf dem Weg nach Hause, so wie jeden Mittwoch.

Ich weiß nicht, wie gut sie schon spielt. Ich kenne sie erst seit ein paar Wochen. Das erste Mal traf ich sie vor der Wohnung

ihrer Klavierlehrerin. Ich war auf dem Weg zu einem Kunden, und mein Blick fiel auf eine Tür, neben der ein Metallschild mit Vor- und Nachnamen und der Aufschrift »Klavierunterricht« prangte, als handle es sich um eine Arzt- oder Rechtsanwaltspraxis. Während ich mir darüber noch Gedanken machte, stürzte sie heraus und wir stießen beinahe zusammen. Es ergab sich ein kurzes Geplänkel – »Ach, bitte entschuldigen Sie« – »Nein, das macht doch nichts« –, dann winkte sie mir ausgelassen zu und rannte die Straße hinunter, und ich musste sie gehen lassen.

Aber ich kam eine Woche später genau zur selben Zeit wieder und wartete auf sie. Gegenüber des Hauses befindet sich eine Straßenbahnhaltestelle, von der aus man die Tür gut im Blick hat. Ich musste mich einfach nur auf die Bank in dem überdachten Glaskasten setzen und warten.

Man kann mein Glück und meine Verzweiflung nicht beschreiben, als sie tatsächlich auf die Straße trat, mit den leichten ungezwungenen Bewegungen eines Mädchens, das geliebt wird und ganz selbstverständlich davon ausgeht, dass das für immer so bleibt. Sie trug das Gleiche wie letzten Mittwoch: einen Parka in militärischem Olivgrün, enge Jeans und bis zu den Knöcheln reichende Stiefeletten. Ihr Gesicht sah rosig aus, als wäre sie gerannt. Alles in mir brannte, mein Körper wurde zum Minenfeld, eine versehentliche Berührung hätte mich explodieren lassen. Ich glühte vor Verlangen.

Es ist nicht Liebe. Es ist hundertmal stärker und schrecklicher.

Das Mädchen biegt nach links in die Samoastraße ein. Ich bleibe hinter ihr. Vom Lessingdamm aus läuft sie Richtung Stargarder Straße und verlässt damit den belebten Teil der Stadt mit der Straßenbahnlinie und den vielen Geschäften und Lokalen. Nachts kommt es in dieser Gegend immer wieder zu Schlägereien, auch die örtliche Drogenszene ist hier angesiedelt, deswegen hört man häufig Polizeisirenen.

Die Stargarder Straße ist ruhiger, gewunden und schmal, gesäumt von hohen Altbauten. Zu dieser Tageszeit ist sie wie ausgestorben. Jetzt sind die Berufstätigen zu Hause, bereiten das Abendessen vor, versuchen, ihren Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen, verzweifeln vor leeren Augen, Lustlosigkeit und demonstrativer Begriffsstutzigkeit. Ich kenne das alles, ich wohne in einer ähnlichen Straße im selben Viertel und habe auch halbwüchsige Kinder.

Ich will diesem Mädchen nichts tun. An diese Überzeugung klammere ich mich. Auch wenn ich weiß, dass ich ihr von Mal zu Mal näherkomme. Auch wenn ich perfekt darin bin, mich unsichtbar zu machen. Auch wenn die Szenarien in meinem Kopf immer unbeherrschbarer werden.

Niemand außer uns beiden ist unterwegs. Ich gehe ein bisschen schneller, höre meinen Atem. Nun ist sie direkt vor mir. Irgendwo hier muss sie wohnen. Ich hole tief Luft, spüre die Welle der Begierde heranrollen, bin bereit, mich hineinzustürzen, doch dann ertönt ein leises, melodisches Geräusch, das wie ein mechanisches Vogelzwitschern klingt, und ich verlange sofort meine Schritte, die Welle zieht sich zurück, die Erregung fällt in sich zusammen, hinterlässt tiefe Enttäuschung und einen metallischen Nachgeschmack auf der Zunge.

Es ist ihr Handy. Sie zieht es im Gehen aus dem Parka und verfällt in das übliche Geplapper junger Mädchen, die mit ihren besten Freundinnen telefonieren.

Ich höre, wie sie sich für denselben Abend am Lessingdamm verabredet, in einem bekannten Studentenlokal, dem »Jensen«, für das sie eigentlich noch zu jung ist. Ich bin plötzlich nicht mehr sicher, ob sie tatsächlich mit einer Freundin spricht. Sie lacht sehr viel und es hört sich übertrieben und künstlich an. Meine ältere Tochter lacht so, wenn sie einen Jungen am Apparat hat, den sie interessant findet, was sie mir gegenüber nach dem Telefonat allerdings immer heftig bestreitet.

Ich lasse mich zurückfallen und beobachte aus der wach-

senden Entfernung, wie sie vor einem zartgelb gestrichenen Jugendstilhaus stehen bleibt, ihren Schlüssel aus der Tasche nestelt, dabei immer weiterplappert und kichert, um schließlich, das Handy schief zwischen Ohr und Schulter gepresst, die Haustür aufzusperren. Ich drehe ab, ernüchtert und deprimiert. Mein Körper ist wie tot, mein Kopf hingegen erwacht wie aus einem Traum. Alles ist unverändert, die Straße, der Nieselregen, die nassen Blätter auf dem Bürgersteig, die kalte, neblige Luft. Aber das Grandiose ist weg, das Dramatische, die beängstigende Euphorie. Ich bin jetzt ein Familienvater auf dem Heimweg, der einen Geschäftsabschluss vermässelt hat, weil der Kunde auf Sicherheiten bestand, die die Firma nicht bietet.

High Security Technology heißt das Unternehmen, für das ich arbeite. Wir verkaufen Alarmanlagen an Firmen und Privatleute. Meine Aufgabe ist es, mir die örtlichen Gegebenheiten anzusehen und ein umfassendes Konzept zu erstellen, das allen Bedürfnissen des Kunden gerecht wird. Ich bin viel unterwegs und sehr frei in meiner Zeiteinteilung. Niemand achtet darauf, wann ich wo bin, solange meine Abschlüsse stimmen.

Vielleicht habe ich doch den falschen Beruf.

Ich bin nicht mehr deprimiert, aber müde wie ein alter Mann, als ich die Treppen zu unserer Wohnung hochsteige. Schon im zweiten Stock höre ich zwei laute weibliche Stimmen. Ich erkenne meine Frau und meine ältere Tochter, und soweit ich das beurteilen kann, schreien sie sich an.

Ich sperre die Tür auf, der Lärm springt mir förmlich ins Gesicht, und ich möchte zurückweichen, kehrtmachen, weggehen. Stattdessen ziehe ich langsam meinen Mantel aus und hänge ihn sorgfältig an einen der freien Haken neben dem Spiegel. Dann bewege ich mich widerwillig Richtung Küche. Das Geschrei schwillt an und bricht dann plötzlich ab. Ich habe kein Wort verstanden. Am liebsten würde ich sofort in mein Ar-

beitszimmer gehen und die beiden sich selbst überlassen, aber das würde mir meine Frau nie verzeihen.

Ich betrete die Küche, die Höhle der Löwinnen.

Sie stehen einander gegenüber. Birgit, meine Frau, lehnt mit verschränkten Armen an dem kleinen Esstisch, Teresa, meine Tochter, steht neben dem Herd. Auch sie hat die Arme energisch verschränkt, ihr Gesicht sieht verheult aus.

»Was ist los?«, frage ich und komme mir plötzlich vor wie in einem Theaterstück. Alles erscheint mir unecht, kulissenhaft, selbst Birgit und Teresa machen auf mich den Eindruck von schlechten Schauspielerinnen, die gewissenhaft ihre Rollen auswendig gelernt haben, aber gar nicht wissen, was sie da eigentlich sagen.

Ich schließe die Augen und öffne sie wieder. Das gespenstische Gefühl, gar nicht wirklich hier zu sein, bleibt. Vor einer halben Stunde war ich lebendig, jetzt bin ich eine Hülle, und alles um mich herum ist von schemenhafter Unwirklichkeit.

»Was ist los?«, frage ich. Auch meine Stimme hört sich seltsam an, hohl, als käme sie aus einer Tonne. Mutter und Tochter sind aber offenbar so in Rage, dass es ihnen nicht auffällt.

»Deine Tochter hat einen festen Freund«, sagt Birgit schließlich, um Beherrschung bemüht. Ich sehe zu Teresa. Sie ist fünfzehn, im selben Alter wie Marion damals. Es war voraussehen. Trotzdem will ich es nicht. Ich will es nicht, stelle ich beinahe verwundert fest. Ich will es *auf gar keinen Fall*.

Teresa ist schuld daran, dass alles wieder in mir aufbricht, Teresa hat meinen schwarzen Bruder befreit, den ich jahrelang unter Kontrolle hatte, nur indem sie ist wie sie ist, und jetzt werde ich diesen lästigen Hausgast nicht mehr los.

Sie ist schuld.

»Teresa«, setze ich an, noch vernünftigt und sanft, da fährt mir Birgit in die Parade.

»Sie haben miteinander geschlafen. Hier, in ...«

»Was?«

Teresa heult sofort wieder los. Birgit sieht mich überrascht an, ich klinge deutlich lauter, bestimmter und härter als sonst.

»WAS FÄLLT DIR EIGENTLICH EIN?«

Bin das ich, der da so schreit?

»Lukas«, sagt Birgit leicht alarmiert, und ich beruhige mich sofort.

»Das ist nicht in Ordnung«, sage ich in annähernd normalem Ton, aber es fällt mir schwer, unglaublich schwer, mich zu beherrschen.

»Das finde ich auch«, stimmt Birgit mit ein, hocherfreut, dass wir diesmal offenbar einer Meinung sind. »Ich bin ahnungslos in ihr Zimmer gegangen, ich wusste nicht einmal, dass sie da ist, und dann sehe ich ...«

»Schon gut«, sage ich. »Wir reden gleich darüber. Teresa, du gehst bitte auf dein Zimmer, bis wir dich rufen.«

Die Augen fallen mir zu, aber meine Gedanken reißen sie wieder auf. Ich möchte aus dem Bett springen und gleichzeitig in Tiefschlaf fallen.

Vorsichtig stehe ich auf, suche meine Kleidungsstücke im Dunkeln und verlasse das Zimmer. Birgit hat einen guten Schlaf, und sie ist es gewohnt, dass ich nachts manchmal spazieren gehe. Es ist großartig, eine starke Frau zu haben, die nicht zu Misstrauen neigt.

Nachdem ich mich im Bad angezogen habe, schleiche ich durch die Wohnung, nehme meinen Anorak und gehe hinaus in die Nacht, die mich lockt wie eine schöne böse Frau voller grausamer Verheißungen. Ich laufe durch die stillen Straßen. Dann höre ich Autolärm, eine Polizeisirene und Stimmen, und ich weiß, dass ich auf dem richtigen Weg bin.

»Ich bin Annes Vater«, sagt er. Annes Vater. Keinen Nachnamen und nichts weiter. Als müssten alle wissen, wer Anne ist.

»Bitte?«, fragt Sina Rastegar und fixiert ihn, einen schlan-

ken Mann mit Halbglatze, eher vierzig als fünfzig. Sina Rastergar hat vom Nachtmann geträumt, und deshalb ist sie unausgeschlafen und mürrisch.

»Wer sind Sie denn?«, fragt sie und richtet sich auf.

Annes Vater reißt sich zusammen und sagt seinen Namen. Krister Martenstein. M-A-R-T-E-N-S-T-E-I-N. Er buchstabiert es, ohne dass Sina ihn darum gebeten hätte. »Meine Tochter ist verschwunden«, erklärt er und sieht sie auffordernd an. Er sitzt auf der äußersten Kante des Stuhls, die Hände in den Manteltaschen, als wollte er sofort wieder gehen. Sein Adamsapfel bewegt sich beim Reden. Sie würde ihn gern zum Vermisstendezernat schicken, wenn es in Leyden eins gäbe, aber es gibt keins. Ihre Dienststelle ist für alles zuständig.

»Seit wann?«, fragt sie.

»Seit gestern Nacht«, sagt Krister Martenstein.

»Also seit«, Sina sieht auf die Uhr, »ungefähr acht Stunden. Stimmt das?«

»Sie wollte um eins zu Hause sein und ist nicht gekommen. In der Schule ist sie auch nicht. Wir haben alle ihre Freunde angerufen, da ist sie auch nicht.«

Damit entfällt die Frage, ob sie bei einer Freundin übernachtet hat. Sina bewegt die Maus, und öffnet die Datei »Vermisst«. »Wollen Sie eine Anzeige aufgeben?«, fragt sie pro forma.

Krister Martenstein sieht sie an, als wäre sie verrückt.

»Na, was denn sonst?«, fragt er, und urplötzlich bekommt seine Stimme diesen arroganten Chef-Tonfall, den sie nicht ausstehen kann.

»Das müssen *Sie* mir sagen«, sagt sie. »Ich kann keine Vermisstenanzeige aufgeben, wenn Sie nicht wollen. Vielleicht wollten Sie sich nur erkundigen, ob Ihre Tochter aufgegriffen wurde oder im Krankenhaus liegt oder was weiß ich. Das wäre dann keine Anzeige, nur eine Erkundigung. Ich muss Sie das also fragen, in Ordnung?«

Martenstein starrt in ihre Richtung, aber er scheint sie gar

nicht richtig wahrzunehmen. Er hat immer noch seine Hände in den Manteltaschen vergraben.

Sina starrt zurück.

Seine Augen sind blau, seine Augenbrauen blond und buschig, seine Lippen schmal, die verbliebenen Haare kurz geschoren. Er ist gut gekleidet, der anthrazitfarbene Mantel könnte aus Kaschmir sein. Seine Haut ist leicht gerötet, wie bei jemandem, der viel an der frischen Luft ist.

Martenstein, denkt sie. Plötzlich erinnert sie sich: Krister Martenstein, parteilos, hat vor Jahren einmal für das Bürgermeisteramt kandidiert, wurde aber nicht gewählt. Er ist immer noch Mitglied des Senats und – wenn sie sich richtig erinnert – Leiter des Baudezernats.

»Ich will Anzeige erstatten«, sagt Martenstein ruhig, aber übertrieben deutlich, wie jemand, der mit einer Schwerhörigen redet. Seine Augen lassen sie nicht los. Sie sind wirklich sehr blau und stechend wie Laserstrahlen. Sina überlegt, was für harmlose Erklärungen es geben kann, wenn ein Mädchen ausgeht und nicht mehr nach Hause kommt.

»Wie alt ist Anne?«, fragt sie schließlich.

»Gerade sechzehn ...«

»Hatte sie Schwierigkeiten? Gab es Streit zu Hause?«

Sie merkt, wie er eine Sekunde lang zögert, bevor er den Kopf schüttelt und nichts sagt.

»Wirklich nicht?«

»Nein. Alles in Ordnung.«

»In der Schule?«

»Alles in Ordnung. Sie war ... ist ... gut. Sie ist Klassen-sprecherin.«

Er starrt sie nicht länger an, sondern schaut auf den Boden.

»Was sagst du?«, fragt Sina ihren Kollegen.

Jeder nennt Gronberg nur beim Nachnamen, außer ihr manchmal. Er hat noch sieben Jahre bis zur Pensionierung und

keine Lust mehr. Morgens kommt er oft zu spät und nachmittags geht er als Erster. Sie sitzen in der Cafeteria im Untergeschoss, die nur so heißt, aber eigentlich eine Kantine ist. Sina isst eine Hühnersuppe mit fettigem Fleisch, und Gronberg säbelt sich durch das zäh aussehende Holzfällersteak.

»Was?«, fragt Gronberg zurück und würgt einen Fleischbrocken hinunter.

»Das verschwundene Mädchen.«

»Welches ...«

»Mann, Gronberg, das weißt du genau«, sagt Sina.

Gronberg fragt sie oft, ob sie mit ihm Mittagessen geht, und anfangs hatte sie gedacht, er tue das, weil er sie nett findet. Mittlerweile hat sie den Verdacht, dass er nur nicht beim Alleinessen gesehen werden will.

»Rede mit mir«, sagt sie und taucht ein Stück Weißbrot in die fettige Brühe. Gronberg macht sich derweil über die mit Quark gefüllte Kartoffel her. Sina hat noch nie einen Menschen so viel essen sehen, der gleichzeitig so dünn ist wie Gronberg. Er muss einen phänomenalen Grundumsatz haben.

»Ich glaube, da kommt was auf uns zu«, sagt er schließlich kauend und schluckend.

»Danke.«

»Wie?«

»Dass du mit mir redest. Meine Anwesenheit würdigst.«

»Ist alles in Ordnung mit dir?«

Sie gibt auf und konzentriert sich auf ihre Suppe.

Am nächsten Morgen stehe ich sehr früh auf, während sich Birgit von mir abwendet und weiterschläft, weil sie erst später in die Redaktion muss. Ich würde gern meine morgendliche Joggingrunde drehen, stelle unten auf der Straße aber fest, dass es über Nacht zu glatt geworden ist – im Radio wurde bereits gestern vor überfrierender Nässe gewarnt. Also gehe ich wieder nach oben, dusche, ziehe mich an und wecke die Mädchen.

Teresa tut so, als würde sie mich nicht hören. Sie hat die Decke über den Kopf gezogen; man sieht nur eine dünne blonde Strähne auf dem Kopfkissen.

Wir haben sie gestern Abend noch einmal zur Rede gestellt. Sie ist fünfzehn, ihr Freund sechzehn. Das, was sie tun, ist, juristisch gesehen, ungesetzlich.

Andererseits kann man es ihr nicht einfach verbieten, das ist nicht mehr zeitgemäß.

Das Gespräch verlief ruhig, aber es hat mich immerhin so aufgewühlt, dass ich nicht einschlafen konnte. Alles schien sich auf schicksalhafte Weise gefügt zu haben, meine Tochter, die scheinbar über Nacht geschlechtsreif geworden ist, das fremde Mädchen, das meine Gefühle in Beschlag nimmt, die Erinnerungen, die ich so sorgfältig im hintersten Winkel meines Langzeitgedächtnisses verstaut hatte.

Kira sitzt krumm am Tisch und frühstückt bereits ihre Cornflakes, als ich noch einmal in Teresas Zimmer gehe. Sie ist tatsächlich immer noch nicht aufgestanden, dabei ist es schon Viertel vor acht. Ich überlege kurz, sie als erzieherische Maßnahme einfach liegen zu lassen. Soll sie doch die Konsequenzen

selber tragen. Aber das müsste ich erst mit Birgit besprechen, und dafür ist keine Zeit mehr.

Ich fasse sie an der Schulter, spüre ihre bettwarme, mädchenhaft weiche Haut und darunter ihre zarten Knochen. Ich ziehe sofort meine Hand zurück, als hätte ich mich verbrannt, hole tief Luft. Sie fährt hoch, ist natürlich hellwach und gereizt und ruft, dass ich sie in Ruhe lassen soll.

Schließlich steht sie doch murrend auf, schlappt in die Dusche, hasst mich, aber so, wie man seinen Vater hasst, der sich benimmt, wie sich ein Vater benehmen soll.

Ich bin erleichtert, aber nur für den Moment.

Es ist nicht verschwunden, nur überdeckt von alltäglichen Verrichtungen, denen ich versuche, einen Sinn zu geben, der mir nach und nach verloren geht. Das Eis, auf dem ich mich bewege, wird immer dünner, und darunter spüre ich Wesen erstarken, die ich längst besiegt geglaubt hatte. Sie ziehen ihre Kraft aus meiner moralischen Schwäche, überwuchern mich wie Schlingpflanzen, schnüren mir die Luft ab, übernehmen meinen Körper, vergiften meinen Geist.

Und ich schaue zu und unternehme nichts, denn sie kreieren faszinierend schöne, herrlich duftende Blüten, die mich glauben lassen, wieder lebendig zu sein, nachdem ich jahrelang vor mich hin vegetiert habe.

Zwanzig Minuten später besteigen beide Mädchen ihre Räder, um in die Schule zu fahren. Zuvor habe ich mich vergewissert, dass das Eis auf der Straße inzwischen geschmolzen ist.

Ich sehe ihnen ein paar Sekunden lang hinterher, bis sie um die Ecke biegen, dann gehe ich zur Straßenbahnhaltestelle in der Lüderitzer Straße. Dabei höre ich eine Bachkantate, klar wie in einer Kathedrale, genieße diese angenehm disziplinierte Mischung aus strenger mönchischer Weltferne und jubelnd sakraler Selbstvergessenheit. Mit den Kopfhörern in den Ohren steige ich in die Straßenbahn, zeige meine Monatskarte,

finde einen Sitzplatz und sehe aus dem Fenster. Draußen ist es sonnig und das Licht so klar und scharf, wie es nur im Herbst sein kann.

Die Bahn fährt um eine scharfe Kurve, und ich spüre förmlich, wie sich Räder und Schienen fast ineinander verkeilen. Dann schaukelt sie hin und her, bevor sie mit dem typischen Metall-auf-Metall-Quietschen bremst, das sogar die Musik durchdringt.

Strelitzer Platz vor dem Hauptbahnhof. Ich muss aussteigen.

Neben mir sitzt ein Mann, der aufstehen muss, weil sein Bauch so dick ist, dass ich sonst nicht an ihm vorbeikommen würde. Ich bin verlegen wegen dieses Umstandes, murmle einen Dank, schaue ihn dabei aber nicht an, sondern senke den Blick auf den schwarz genoppten Boden, der mit einer weißlichen Schmutzschicht bedeckt ist.

All diese Details brennen sich in mein Gedächtnis ein, denn es sind meine letzten unbeschwerten Stunden, bevor mein Leben explodiert und mir seine Trümmer um die Ohren fliegen.

Ich nehme meine Kopfhörer aus den Ohren und verstaue sie in meiner Manteltasche. Die Kakophonie aus Straßenlärm, Stimmengewirr und dem Dröhnen der Rollkoffer auf dem Asphalt, die jetzt unmittelbar auf mich einströmt, verwirrt mich einen Moment lang; ich vergesse beinahe, dem Obdachlosen seinen täglichen Obolus zukommen zu lassen. Er sitzt immer neben einer Fußgängerampel mitten im Gewühl der An- und Abreisenden und wurde bisher noch nicht vertrieben.

Wenn man mit ihm spricht, erzählt er, dass er früher eine Werbeagentur besessen und in Saus und Braus gelebt habe, bis er sich auf die wahren Werte besonnen und dem hemmungslosen Geldscheffeln entsagt habe, um wirklich frei zu sein. Manchmal ist die Werbeagentur auch ein unglaublich erfolgreiches Architekturbüro oder ein vornehmer Traditionsverlag für kostbare Bildbände. Das kommt ganz auf seine Stimmung an und welche Geschichte er gerne erzählen möchte.

Ich werfe eine Münze in seinen Hut und er lächelt mich an. Sein Gesicht ist gebräunt, sieht aber trotzdem nicht gesund aus, die Haut glänzt speckig und die Augen sind trübe. Ich gehe an ihm vorbei, passiere anschließend die Taxischlange und betrete den einzigen Neubau weit und breit, ein hässliches Gebäude aus dunkelrotem Backstein mit Fensterschlitzten aus Sichtbeton. Es ist finster und unzweckmäßig. Aber das ist typisch für meine Stadt. Neue architektonische Ideen werden hier misstrauisch begutachtet und nur dann, wenn man sie gar nicht vermeiden kann, so schlecht wie möglich ausgeführt, um immer wieder den Beweis anzutreten, dass die Tradition der Fachwerkhäuser zu Recht über die Moderne siegt.

Meine Sekretärin Grit hat mir wie jeden Morgen die Tageszeitung auf den Schreibtisch gelegt und dazu den Terminplan des heutigen Tages. Ich habe zwei Verabredungen, eine in Leyden selbst und eine außerhalb. Das bedeutet eine lästige Fahrerei, und ich erkundige mich sofort nach einem freien Dienstwagen.

Grit sagt, dass sie sich darum kümmern werde.

Ich bedanke mich, setze mich hin und schalte das kleine Radio auf meinem Schreibtisch ein, weil ich es zu Hause meistens nicht schaffe, Nachrichten zu hören. Eine durchdringende männliche Stimme wirbt für ein Möbelgeschäft, und ich drehe die Lautstärke so weit herunter, dass nur noch ein Murmeln zu hören ist.

Grit bringt mir Kaffee, schwarz mit zwei Stück Zucker, ich rühre um, obwohl sie das bestimmt schon getan hat, und nehme einen Schluck. Der Kaffee brennt auf der Zunge, hinterlässt den üblichen Koffein-Nachgeschmack. Es ist alles wie an jedem Arbeitsmorgen. Ich breite die Zeitung über dem Schreibtisch aus, arbeite mich durch das Titelthema – die neuen Arbeitslosenstatistiken, wie üblich eine Mogelpackung der Regierung –, lese schließlich noch die Kommentarspalte neben dem Aufmacher, blättere um und vertiefe mich in eine Reporta-

ge über einen neu entdeckten Indianerstamm in Papua-Neuguinea, der noch nie mit der Zivilisation in Berührung gekommen ist, und über die Maßnahmen, die nun ergriffen werden sollen, damit das so bleibt.

Ich überlege, wie das funktionieren kann. Wenn man diese Menschen schützen will, warum berichtet man dann über sie? Damit sich sämtliche Abenteurer der westlichen Welt auf die Suche nach dem letzten Paradies machen? Bevor ich diesen Gedanken zu Ende führen kann, legt mir Grit den Autoschlüssel des Dienstwagens auf den Tisch. »Der Blaue im zweiten UG, Nummer 143«, sagt sie.

»Danke, Grit«, sage ich, und sie lächelt und stöckelt nach draußen. Mein Blick fällt auf ihre Beine unter der engen Stoffhose, etwas, das sie zweifellos beabsichtigt hat. Ich werfe einen Blick auf die Uhr, es ist Viertel vor zehn. Um elf ist mein erster Termin, eine Grafikdesign-Agentur mit zehn Angestellten und zehn Computern, die nur dann gegen Diebstahl versichert werden, wenn entsprechende Vorkehrungen getroffen werden.

Obwohl ich weiß, dass es in diesem Viertel kaum Parkplätze gibt, beschließe ich, mit dem Auto zu fahren, weil ich ja anschließend noch aus der Stadt herausmuss und die beiden Termine eng beieinanderliegen. Rückblickend wird es mir so vorkommen, als hätten diese Stunden nicht sechzig, sondern mindestens hundertzwanzig Minuten gehabt.

Alles scheint so langsam wie unter Wasser zu gehen: Ich stehe irgendwann in Zeitlupengeschwindigkeit auf, packe meinen Laptop und meine Unterlagen ein, schlüpfte in den Mantel, nehme den Autoschlüssel an mich, verabschiede mich von Grit, die mich unbefangen anlacht, und spüre ihren Blick in meinem Rücken, als ich durch die Glastür in den Flur trete und mich dann zum Lift begeben.

Es kommt mir ewig vor, bis ich die blaue Limousine auf dem Tiefgaragenplatz Nummer 143 gefunden habe, eingestiegen bin, das weiche, satte »Plopp« der zufallenden Autotür ver-

nehme, ein paar Probleme damit habe, das Lenkradschloss zu überwinden, dann aber starte und losfahre, durch das neonbeleuchtete Betonlabyrinth auf die sonnige, windige Straße, in der das Herbstlaub wirbelt, als sei es lebendig.

Dann schalte ich das Autoradio ein, um jetzt endlich die Nachrichten zu hören, die ich vorhin wieder verpasst habe. Mittlerweile ist es halb elf, ich bin also noch gut in der Zeit. Es wird über die üblichen nationalen wie internationalen Verwicklungen berichtet, unter anderem über die x-te Konferenz zum Klimaschutz, obwohl man sich doch nicht einmal sicher ist, ob wir nun auf eine Hitzewelle oder eine neue Eiszeit zusteuern. Es folgen das Auf und Ab an den Börsen mit anschließenden Wirtschaftsnachrichten und der Bericht über einen neuen Expertenstreit über die Beurteilung der neuen Konjunkturdaten. Nach dem Wetterbericht bittet die Polizei um Aufmerksamkeit. Diese fünfminütige Sendung kommt zweimal wöchentlich immer um diese Zeit, und wenn ich dazu Gelegenheit habe, höre ich sie mir wie viele andere in Leyden gerne an. Sie wird von einer Frau namens Meret Giordano moderiert, die seitdem eine lokale Berühmtheit ist, nicht nur weil man mittlerweile weiß, dass sie sehr hübsch ist, sondern auch, weil sie so sanft und mitfühlend berichtet und ihre Appelle an die Hilfsbereitschaft der Allgemeinheit so aufrichtig betroffen wirken.

Oft geht es um verwirrte alte Leute, die im Stadtpark dabei beobachtet werden, wie sie Enten mit Fetzen von Papiertaschentüchern füttern, manchmal auch um jugendliche Ausreißer, deren Eltern krank vor Sorge sind, oder um Obdachlose im Krankenhaus, deren Angehörige gesucht werden.

Diesmal ist ein Mädchen in der vergangenen Nacht nicht nach Hause gekommen und tags darauf auch nicht in der Schule aufgetaucht. Die Moderatorin sagt, dass es sich um die sechzehnjährige Anne Martenstein handle, die Zeugen zuletzt im Lokal »Jensen« gesehen hätten. Um circa 23.15 Uhr habe

sich Anne Martenstein von ihren Freunden verabschiedet, um nach Hause zu gehen. Seitdem sei sie vermisst.

Wie üblich folgt eine Beschreibung. »Anne ist blond«, sagt die Moderatorin mit ihrer rauen, einschmeichelnden Stimme, und ich drehe die Lautstärke automatisch höher, während sie fortfährt: »Anne trägt ihre blonden Haare als klassischen kinnlangen Pagenkopf. Sie ist sehr schlank und hat zuletzt Jeans, einen olivgrünen Parka und hochhackige Stiefeletten getragen. Die Polizei von Leyden ist dankbar für jeden Hinweis. Und noch etwas, liebe Hörer: Alle befragten Zeugen sind sich sicher, dass Anne sich melden würde, wenn sie es könnte. Bitte helfen Sie mit, das Mädchen rasch zu finden.«

Sie wiederholt den Namen noch einmal eindringlich.

Anne.

Das Gefühl verlagert sich in ihre Finger, sie besteht eigentlich nur noch aus Fingern, nein, weniger als das: aus Fingernägeln, nein auch nicht, sondern aus dieser fadendünnen Trennlinie zwischen Finger und Nagel: Darauf reduziert sich ihre gesamte Existenz. Wenn sie an der Wand kratzt, spürt sie diese Linie, und das tut weh, aber immerhin fühlt es sich lebendig an, und sie vergisst die Schmerzen und den Hunger, die ihren restlichen Körper quälen.

Sie spürt die klebrige, abblätternde Farbe unter ihren Fingernägeln. Sie riecht und kaut daran. Es schmeckt bitter.

Sie kratzt an der Wand, um sich zu vergewissern, dass es sie noch gibt. Sie presst sich an die Wand und riecht daran, saugt den modrigen Geruch nach Feuchtigkeit und Schimmel ein.

Dann reibt sie ihren ganzen Körper an der Wand, vorne und hinten, denn es juckt sie überall. Sie hat sich seit mehreren Tagen nicht gewaschen. Am Anfang war das fast so schrecklich wie die Angst: die Gewissheit, furchtbar auszusehen, monströs und hässlich wie ein Zombie.

Sie war einmal eitel, aber das ist vorbei. Es ist immer stockdunkel, und es ist ihr egal, wie sie aussieht. Obwohl sie spürt, dass sie beobachtet wird. Es ist doch nicht möglich, dass sie niemand sieht. Und wenn es Gott ist.

Sie betet, obwohl sie Gott scheiße findet, denn er hat sie hergebracht. Sie betet mit offenen Augen, weil ihr schwindlig wird, wenn sie sie schließt, und weil es so schrecklich ist, sie wieder aufzumachen und wieder nichts zu sehen. Wenn sie schläft, hat sie helle farbige Träume. Kitschige Träume von leuchtend grünen Wiesen und Sonne und Küssen unter Bäumen.

Dann wacht sie auf und alles ist dunkel. Sie schließt die Augen und weint. Wenn sie das tut, sieht sie rote Blitze, und das ist immer noch besser als das allgegenwärtige Schwarz.

Ich finde mich auf einem Parkstreifen wieder, den Kopf auf das Steuer gelegt. Die Angst hält mich im Würgegriff, und auf Stirn und Kopfhaut bricht mir der Schweiß aus. Ich richte mich auf, atme durch, steige aus, gehe zu dem Kiosk gegenüber und kaufe Zigaretten. Dann rauche ich im Auto, obwohl das in unseren Dienstwagen streng verboten ist. Ich blase den Rauch aus dem Seitenfenster hinaus, während neben mir der Verkehr braust. Ich stehe am Lessingdamm, das »Jensen« befindet sich nur ein paar Querstraßen weiter nördlich.

Es gibt Hunderte blonde Mädchen in Parka und Jeans in Leyden, ich bilde mir da etwas ein. Aber, sagt jemand in mir, die waren nicht alle gestern Abend im »Jensen« verabredet. Ich kann mich nicht an die letzte Nacht erinnern, aber sehr wohl an einen schrecklichen Traum, den ich in dieser Nacht hatte, nachdem ich wieder nach Hause gekommen war.

Ich habe sie gehabt, und ich habe mich an ihrer Furcht geweiht, und dann habe ich sie sanft in ihre wunderschöne milch-

farbene Haut geschnitten, immer tiefer, durch Sehnen und Adern, so lange, bis das Blut aufhörte zu fließen und ich zwischen dem klaffenden Fleisch den weiß leuchtenden Knochen sah.

Ich rauche eine zweite Zigarette. Ich kämpfe gegen meinen Drang an, alles vergessen zu wollen, und versuche das Gegenteil, nämlich die gestrige Nacht so präzise wie möglich zu rekonstruieren.

Anfangs war ich in einer Bar in der Münsterallee, einer Querstraße des Lessingdamms. Jetzt ist mir klar, dass ich mir dort Mut angetrunken habe. Denn nach ein paar Drinks bin ich ins »Jensen« gegangen. Dort habe ich weitergetrunken. Ich saß auf einem Hocker am Tresen, das weiß ich noch. Ich starrte mich selbst im Spiegel über der Bar an: einen Ehemann und Vater, der gerade fünfzig geworden war.

Eine Frau mit langen, schwarz gefärbten Haaren, viel älter als Anne, wollte ein Gespräch anfangen, aber ich ließ mich nicht darauf ein. Sie bestellte mir trotzdem einen Drink, ich glaube, eine Margarita.

Dann alles schwarz.

Ich kenne das. Es ist nicht mein erster Filmriss. Alle paar Monate fehlt mir eine Nacht in meinem Leben. Birgit weiß davon nichts. Natürlich riecht sie den Alkohol, wenn ich gegen vier Uhr morgens nach Hause komme, manchmal kommentiert sie das auch, aber sie hat mir noch nie eine Szene gemacht. Allerdings hat sie auch keine Ahnung von meinem tatsächlichen Konsum in solchen Nächten.

Neben mir auf dem Beifahrersitz liegt mein Laptop. Ich öffne ihn und gehe auf die Onlineausgabe unserer Tageszeitung.

Das Foto von Anne lacht mir ins Gesicht.

Sie ist es nicht. Sie sieht ihr ähnlich, aber sie ist es nicht. Das

Mädchen aus der Klavierstunde lebt und ist gesund. Mir kommen fast die Tränen vor Erleichterung, bis mir klar wird, dass diese Erkenntnis überhaupt nichts beweist.

Anne und ich waren ungefähr zur selben Zeit im »Jensen«, und das ist es, was zählt.